

14)

(Nachdruck untersagt.)

Bei den Schneidemaschinen.

Roman von M. A. Šimáček.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Czechischen.

„Ach, wär' ich doch lieber statt Deiner gestorben, mein armes Hühnchen“, rief sie ein- und anderemal unter erschütterndem Schluchzen. Die Chvatalka hatte die Augen voll Thränen und drückte Lena die Hände: „So beruhig' Dich doch, Mädel“, redete sie ihr zu, „wer weiß, was dem armen Gascherl beschieden war!“

Lena sah das Weib an, und der Gedanke, daß das todte Mädel einst so viel hätte leiden können wie sie, ließ sie bedauern, daß sie nicht selbst auch in solchem Alter gestorben; daß sie so elend, so verachtet, so gemieden werden mußte. Sie versiel in krampfhaftes Weinen. . . Sie erinnerte sich an alles, was ihr in den letzten Tagen Böses widerfahren war.

Ueberzeitarbeit bekam sie trotz ihrer flehentlichen Bitten nicht, und so war wieder eine ihrer Hoffnungen dahin. Wenzel gab ihr, indem er ihr auswich, zu verstehen, daß ihm jede Annäherung ihrerseits lästig sei; ja oftmals, wenn sie ihm zufällig begegnete und ihn mit einem traurigen Blick grüßte, schnauzte er sie an und sagte ihr bündig, sie möchte schauen, weiter zu kommen. Für einen Augenblick schäufte sie in wildem Zorn auf, und es war ihr, als sollte sie sich auf ihn stürzen; dann aber rief sie sich gleich wieder ihr Vorhaben, ihn durch Hingebung, Demuth und Erniedrigung für sich wieder gewinnen zu wollen, ins Gedächtniß zurück. Der Blik, der ihr vor den Augen zuckte, verlöschte irgendwo in der Tiefe, und bloß unaussprechliche Trauer sprach aus ihren Blicken, wenn sie, weggejagt, ohne Widerrede von dannen ging.

Ungefähr vor zwei Tagen war es, da fiel Wenzel wieder einmal wüthend über sie her und warf ihr vor, sie sei ihm immerfort im Wege. Lena, die damals beim Filter arbeitete, ging hinauf, kauerte sich im Winkel zusammen und weinte herzbrechend. Damals kam Kucharz hinzu; er schob ihr die Hände schonend von den nassen Augen weg und fragte nach ihrem Leid. Weiß Gott, kam sie da eine schwache Stunde an, oder drückte sich in Kucharz' weicher Stimme etwas Unwiderstehliches aus: Lena gestand ihm schluchzend alles: Wenzel's Verrath, ihre Leidenschaft und ihren Fall. . . Der Haß gegen Kucharz war schon längst geschwunden und hatte allmählig in Dankbarkeit und Vertrauen umgeschlagen. Lena bemerkte, daß Kucharz sie bemitleidete, er allein von allen, und sie klagte ihm in einem Augenblick der Verzweiflung ihr Leid.

Kucharz sagte nichts darauf, nur sein Athem ging schwer, als er sich entfernte. An dem Tage gerieth ihm keine Arbeit ordentlich und einige überdrehte Schrauben gaben Zeugniß von seiner inneren Erregung.

Die Nacht vor Beginn der Kampagne arbeiteten alle Schloffer bis zum Morgen. Die Diffusoren wurden noch gründlich ausgeprobt und gegen Morgen mit Wasser gesprüht. In die Dampfleitung wurde langsam Dampf eingelassen; wie er sich in den Wärmeröhren und Schläuchen abkühlte, machte er einen Höllenlärm, der in dem spärlich erleuchteten Raum unheimlich wirkte. Da und dort schoß er aus einem engen Spalt mit schrillen Fischen oder Brummen hervor, anderswo wieder schlug er, zu Wasser verdichtet, geräuschvoll an die Rohrwände an; es war ein Knattern wie von Gewehrschüssen.

Als das komplizierte Gefüge von Maschinen kam in Bewegung. Der Adjunkt leitete die letzten Proben, der Assistent lief sich fast die Weine ab, um die nöthigen Geräthe und Instrumente an den entsprechenden Ort zu dirigiren. Um halb Fünf kam der Direktor, und nach und nach fanden sich die einzelnen Arbeiter ein. Um fünf waren die Aufseher und die Weibspersonen aus dem Ribenraum zur Stelle. Auch die Mädchen, welche die Schneidemaschinen bedienten, Bieta, Kucharz und Tonca Jarosch, hatten sich eingefunden, kletterten zur Rampe und ergriffen die Spaten. Nur Lena war noch nicht da; aber sie erschien, bevor die erste Rube auf das Blech in der Ritze herabgefallen war. Das Mädchen hatte vom Weinen geröthete Augen, ihr Schritt war wankend, die Wangen gebleicht.

Wenzel nahm seinen Platz am Fenster unterhalb der Schneidemaschinen ein und lauschte ermüdet dem geräuschvollen Auffallen der Rube auf das Schneidebrett. Lena war für ihn Luft.

Die Körbe waren bereits gefüllt, und Wenzel erteilte die Weisung, den Aufzug stille stehen zu lassen. Lena, die neben dem Hebel stand, befolgte sofort den Befehl.

Indessen waren auch bereits der Kommissär und die Finanzwach-Aufseher erschienen, und kurz vor sechs wurden von der kleineren Transmision bei den Schneidemaschinen die Siegel abgenommen und jene in Gang gesetzt. Bieta bediente die eine, Lena die andere Maschine. Die Riemen setzten sich mit einem kreischenden Laut in Umlauf und wanden sich, gleichsam flache, breite Schlangen, blitzschnell um die glänzenden Ringe. Unterhalb der Körbe gab's einen scharf knabbernden Laut, die ersten Schnitzel, lang und dünn und schneeweiß, fielen auf die schwarze Blechplatte. Bald war ein ganzer Haufen aufgeschichtet, den zwei Arbeiter mittels Gabeln in den bereit stehenden Handwagen einftrichen. Der Deckel des ersten Diffusors wurde aufgeklappt und der vollgeladene Wagen hinbefördert.

In diesem Moment ertönte im Hof die Fabriksglocke und ein schrilles Signal im Sudraum bezeichnete den Anfang der Kampagne.

Nun ließ Lena auf ihrem hohen Standplaz bei den Schneidemaschinen Wenzel selten für einen Augenblick aus den Augen. Sie sah ihn unten am Fenster frisch und gewandt, wie immer, sie beobachtete seine stattliche Gestalt, seine elastischen Bewegungen, sein hübsches, heute infolge der Nachtmachen etwas blaßes Gesicht, sein feuriges Auge, sein lockiges Haar und sein aufgedrehtes Schnurrbärtchen. O, seit wie viel Tagen war es ihr nicht mehr vergönnt, ihn so angelegentlich mit all der Leidenschaftlichkeit ihrer Liebe zu betrachten, seine Erscheinung förmlich mit den Augen aufzufangen! Mochte der Tod des Kindes der Chvatalka sie heute noch so mächtig ergriffen haben, mochte sie noch so deutlich vor sich dessen abgemagerte, kleinwinzige, kalte Leiche sehen, die eingefallenen Wangen, die kreideblassen, vom letzten Kampf verzerrten Lippen, die unter den halbgeschlossenen, blau angelaufenen Lidern gläsern, frostig und vorwurfsvoll hervorstarrenden Augen, die sich ehedem so schmerzvoll um Hilfe flehend auf sie zu richten pflegten, mochte ihr Herz sich unter dem frischen Eindruck von dem letzten Stündlein des Kindes, bei der Vorstellung von dessen krampfhaftem Todesringen noch so sehr zusammenpressen: Wenzel's Erscheinung schob allmählig alle Erinnerungen, Vorstellungen und Bilder in den Hintergrund und nahm wieder untheilbar alle ihre Gedanken ein und ihr ganzes Herz, daß, gewaltsam aus den Fesseln einer leidenschaftlichen Trauer um den Tod des Kindes losgerissen, wieder in glühendem Verlangen und unermeßlicher Liebe zu schlagen begann. Alles andere verblaßte und schwand in dem blendenden Lichte dieser einen Flamme, ob es nun der unmittelbare Eindruck war, den der Tod des unschuldigen Kindes hervorrief, oder der Gedanke an den Vater, der Glaube an Gott oder — in letzter Zeit — der Glaube an sich selbst. . . Für Lena bedeutete Wenzel alles. Er war ihre Liebe und Hoffnung, ihr Glaube und ihr Leben. Ihr ganzes Wesen erbeute bei seinem Anblick, sie wußte, wie wichtig ihre Kräfte und Gedanken im Vergleich zu dem brennenden Verlangen nach ihm waren.

Und er zeigte sich kühl, hochmüthig, rauh, grob; er liebte sie nicht mehr! Warum?

Weil sie so armselig, so zerlumpt war, daß sie ihm Schande machte. Heute aber hat sie ein gutes, gar nicht zerrissenes Kleid an, wie jede andere hier in der Fabrik. Sie trägt sogar eine Korallenschur um den Hals, ein neues geblümtes Kopftuch und Schuhe; darin giebt sie nun keinem Fabrikmädel etwas nach.

Heute früh nach dem Tode ihres Kindes entnahm die Chvatalka diese Sachen in einer plötzlichen Eingebung ihrer Truhe und schenkte sie Lena als Belohnung für die Pflege des Kindes, schenkte sie ihr in aufwallender Dankbarkeit und auch weil sie wußte, wie die arme Dirn sich freuen würde. — Lena nahm die Sachen mit unsicherer Hand entgegen, und in einem Aufleuchten von Freude inmitten tiefster Trauer bedeckte sie die raue Hand der Spenderin mit Küffen. An dem Ge-

schent hing nun der Rest ihrer Hoffnung, hing ihr Leben. Die Chvatalka war von großer Gestalt, und Lena konnte sicher sein, daß die Kleider ihr gut passen würden.

Doch Wenzel beachtete sie nicht; wenigstens entdeckte Lena in seinem Gesicht nicht die mindeste Regung, nicht die geringste Spur, die darauf hingedeutet haben würde, und sie kränkte sich darob umso mehr, je stärker ihr Verlangen beim stetigen Anschauen Wenzel's ward, je deutlicher ihr die Erinnerung an die mit ihm verbrachte selige Einsamkeit wiederkehrte. Und gewiß war doch ihre Zerlumptheit eine von den Ursachen gewesen, warum Wenzel sich von ihr fernhielt und sie abwies!

Sie ist so demüthig, so nachgiebig, so unterwürfig gegen ihn; er sieht es ihr doch wohl an, wie sie mit allen Fasern ihrer Seele mit ihm verknüpft ist und an ihm hängt. Kennt er kein Erbarmen? . . . Ja, sie war einmal heftig, wild, sie verstieg sich sogar zu Drohungen; nun weiß sie aber schon, daß sie sehr gefehlt, daß sie durch ihr Ungestim Wenzel stutzig gemacht hatte. Vermochten aber die letzten Tage nicht, ihn zu überzeugen, daß sie von jetzt ab, geduldig und zahm, nur Gnade erbetteln wolle? . . .

Nun denn, sie wird sich noch weiter erniedrigen, anderes liegt ja nicht in ihrer Macht, anders kann sie nicht auf ihn einwirken, es ist ihre letzte Waffe! — Sie verfolgte jede seiner Bewegungen, jeden seiner Blicke; sie schnappte jedes Wort auf, das er überhaupt fallen ließ, ob er's nun an die Arbeiterinnen bei den Schneidemaschinen oder an die Männer, die die Handwagen füllten und schoben, richtete; sie hörte ihn manchmal auch scherzen, er hatte für die kleinen Fragen, die bei den Schneidemaschinen und Diffusoren mit Besenkehrten, einen freundlichen Blick, ein Lächeln, einen Scherz, und dabei gab's ihr jedesmal einen Stich ins Herz. Nur für sie allein hatte er nicht die allergeringste Gabe!

In der Fabrik, wo's in der Früh noch kalt war, verbreitete sich eine angenehme Wärme. Die Lonca Jarosch hatte schon ihr Kopftuch abgelegt und die Schuhe ausgezogen. Lena jedoch, deren blasse Wangen sich auch bereits infolge der Wärme rötheten, legte gar nichts ab; sie rechnete eben immer noch darauf, daß Wenzel ihren heutigen Aufputz würdigen werde.

„Mädels, bringt doch mal ein Wasser,“ rief Wenzel, indem er sich den Schweiß von der Stirn wischte.

Lena war die erste die Treppe hinab. Ihr Herz pochte mächtig, ihr Gesicht flammte. Wenzel, der das Blechgefäß schon in der Hand hielt, kehrte ihr den Rücken und winkte der Jarosch: „Lonca, bring' Du!“

Lena war's, als sollte sie auf der Stelle vor Scham und Schande in den Boden sinken.

„Kann ich's nicht ebenso gut bringen?“ wagte sie ganz leise mit bebender Stimme zu fragen.

„Jetzt schau zu, daß Du arbeitest, elender Schlampen!“ schrie Wenzel sie an.

Alles Weh, das auf dem Grund ihrer Seele ruhte, stieg bei diesen Worten Lena zum Herzen und hob auch etwas Jörn mit herauf, so daß ihre Faust sich unwillkürlich ballte, der Mund sich fester schloß und ein Bliz aus dem Auge hervorsprang. In ihrem Innern meldete sich wieder die Wildheit, aber ein Blick in Wenzel's Gesicht drängte die lodernde Flamme gewaltsam und schmerzhaft zurück. Abermals gebemüthigt, beschämt, roh abgefertigt, stieg Lena zu den Schneidemaschinen hinaus, wobei die Thränen ihr so reichlich über die gebleichten Wangen strömten, daß sie alle nicht schnell genug trocknen konnte. Jetzt war sie darüber im Klaren, daß, wenn sie auch so aufgeputzt wäre wie das Mädchen, das am Sonntag Wenzel das Frühstück gebracht hatte, ihr dies doch nichts nützen würde. Was soll sie denn noch thun, worin ihre Rettung suchen? „Elender Schlampen“ hat er zu ihr gesagt; warum und wofür? War sie ja doch nur mit ihm gegangen, damit er mit ihr und sie mit ihm eine Freude finde. Und jetzt wirft er ihr's vor? Doch sie will's tragen, will noch mehr ertragen, sie muß ja geduldig und unterwürfig sein; und wenn sie schon so viel erfahren und verwunden hat, wird sie wohl ein heftiges Wort von Wenzel auch noch einstecken. Mit Jörn würde sie sich nur schaden. Sie darf sich über seine Gereiztheit auch nicht viel aufhalten; er hat ja in letzter Zeit bei Tag und bei Nacht gearbeitet, da wird man müde, verdrießlich und ungeduldig und schaut nicht viel zu, an wem man seine schlechte Laune ausläßt. Später vielleicht wird er mildere Saiten aufziehen. Durch diese Hoffnung wieder ein bißchen ausgerichtet, schob sie die Rube in den Korb der Schneidemaschine. Es war gegen Mittag, als der Adjunkt nach wiederholter Prüfung der Schnitzel Wenzel

den Auftrag erteilte, in beide Maschinen neue Messer einzusetzen. Gleich darauf hieß Wenzel den Rübenaufzug einhalten; die Rube in der Maschine, die Lena bediente, sollte noch zu Ende geschnitten, und dann die Maschine abgestellt werden.

„Jetzt komm' mal 'runter!“ schrie er mit rauher Stimme zu ihr empor und stellte sich dann auf das durch eine eiserne Thür abgegrenzte Blech vor dem Korb. — „Gib her eins nach dem anderen,“ befahl er ihr, auf die stählernen Einlagen mit eingesetzten neuen Messern zeigend, die in zwei Reihen geordnet auf dem Boden lagen.

Lena bückte sich und reichte sie ihm hin, gleichzeitig die Einlagen mit den stumpf gewordenen Messern, die er aus der Maschine heraushob, übernehmend. Ein Arbeiter drehte dabei langsam nach Wenzel's Anweisung das Schneidebrett.

„Trampel!“ schrie Wenzel auf, als ihm Lena, die am ganzen Leibe zitterte, nach einander zwei Einlagen mit gleich eingesetzten Messern zuschob. „Bist Du blind? Hat man so 'ne Berrückte hergeben müssen?“

Die Einlage fiel ihr aus der Hand, die Arme wurde so blaß, daß jeder Blutstropfen aus ihrem Gesicht gewichen schien, ihre Füße zitterten, die Lippen entfärbten sich, bloß in ihren Augen flammte es sieberhaft auf.

„Glenbes Luder,“ brüllte Wenzel wie ein wildes Thier, „in die Rübenkammer mit Dir, einen Spaten in die Fäuste, aber nicht zu den Schneidemaschinen. Heb's gleich auf und steh' nicht wie 'n Klotz da!“

Lena that mit Mühe, wie ihr geheißsen wurde. Sie glaubte, jeden Augenblick umfallen zu müssen. Frost und Hitze durchschauerten ihren Körper, und es wurde ihr schwarz vor den Augen. Endlich hob sie die Einlage auf, stellte sie zurück und reichte dafür Wenzel die richtige hin.

„Blöddian, verfluchter,“ zischte Wenzel durch die Zähne hervor und setzte mit dem Hammerstöckel die Einlage in den Rahmen ein.

Endlich waren die Messer ausgewechselt, und Lena wollte wieder hinauf.

„Dass' die Maschin' noch nicht angehn!“ rief ihr Wenzel zu. Er begab sich nach hinten zur Transmission, nahm die Wellkanne, bückte sich und schob sich mit dem Oberkörper zwischen den jetzt stillstehenden Riemen durch, um die Lager an der Achse einzuschmieren. Lena folgte jeder seiner Bewegungen, zitternd vor Angst, er könnte vielleicht mit der Hand zwischen die Speichen der Riemenscheibe gerathen. So roh benahm er sich gegen sie, so beleidigte und beschimpfte er sie — und sie betete für ihn, daß er keinen Unfall erleide, keinen Schmerz auszustehen brauche.

Als er mit dem Einschmieren fertig geworden, trat Wenzel wieder vor die Schneidemaschine und schnauzte Lena an: „Was lungerst Du noch 'rum, sollst schon längst oben sein! . . . Bei Gott, wird das ein Kreuz werden mit diesem Lölpel!“ fügte er dann, schon weniger laut, zu den Tagelöhnern beim Wagen gewendet, hinzu, als Lena wieder oben stand.

Er war mit sich zufrieden: hatte er doch in sich den früheren rücksichtslosen und wagemüthigen Gradil wiedergefunden. Er nahm sich vor, Lena um jeden Preis von hier auszustecken; sie stand ihm doch im Wege, es verdroß ihn, ihr vergrämtes Gesicht bei jeder Wendung vor sich zu haben; es war ihm schon peinlich, daß, während er die Messer schärfte und einsetzte, sie ihm zuschaute. Er wird so lange gegen sie heken, bis der Adjunkt sie anderswohin steckt; annehmen wird sich der Berrückten doch keiner. Befriedigt über die eingeleiteten Schritte zur Ausführung seines Vorhabens ließ Wenzel nun das Jarosch-Mädel die zweite Maschine abstellen und ihm unten die Messer reichen. (Fortsetzung folgt.)

Künstliche Verunstaltungen des menschlichen Körpers.

Zu den harmlosesten Verunstaltungen, oder nach der Meinung derjenigen, die sie ausführen, Verschönerungen, die man dem natürlichen Aussehen des menschlichen Körpers giebt, gehören die Bemalungen des Gesichtes und anderer Körpertheile. Nicht ganz so harmlos sind die Tätowirungen, weil sie nicht wieder zu beseitigen sind, sondern den betreffenden Körperstellen dauernd ein anderes Aussehen geben. Beide Sitten sind uralt und keineswegs auf die sogenannten Naturvölker beschränkt; auch bei unseren Damen und Modeherren bilden das Färben der Augenbrauen und Schminken der Wangen beliebte Verschönerungsmittel; in der Kunst des Tätowirens mit Farbstoffen haben es die Japaner, unstreitig ein hoch ent-

wickeltes Kulturvolk, am weitesten gebracht. Die japanische Fischerbevölkerung tätowirt ihren Körper so vollständig und mit so verschiedenen Mustern, daß ein solcher Mensch bei flüchtigem Ansehen von ferne ein Aussehen darbietet, als wäre er bekleidet. Bei Ausübung ihres Berufes gehen diese Leute meist nackt, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieser Umstand die besondere Ausbildung der Kunst des Tätowirens bei ihnen hervorgerufen hat.

Eine eigenthümliche Art des Tätowirens, die in Afrika südlich vom Tadssee und in den oberen Niländern sowie auch in Australien vielfach üblich ist, besteht in der willkürlichen Hervorbringung von Narben, die während der Heilung immer wieder aufgerissen werden, bis schließlich außerordentlich dicke Narbenstreifen und Knoten entstehen. Derartig tätowirte Sudanesen z. B. bieten in ihrem Aeußern oft eine überraschende Aehnlichkeit mit unseren Korpsstudenten dar, die sich ihre „Schneidigkeit“ ja dadurch bescheinigen lassen, daß sie ihr Gesicht mit Hilfe langer Messer verschönern. Der Sudanese freilich verfolgt damit einen anderen Zweck; bei ihm deutet die Art der Narben den Stamm an, welchem er angehört.

Dauernden Schaden an der Gesundheit leiden die Leute durch solche vermeintlichen Verschönerungen nicht; eher schon durch Ueberladung mit Schmutz, den sie sich vielfach an Nase und Ohren anbringen; speziell der letztere führt oft zu Entzündungen, die mit vollständiger Taubheit enden.

Sehr merkwürdig sind die Verunstaltungen, die bei manchen Völkern die Form des Schädels erfährt; bei den ganz kleinen Kindern wird der Schädel so lange gepreßt und gedrückt, bis er dauernd die gewünschte Form annimmt. Die Prozedur ist für die betreffenden Kinder zwar etwas schmerzhaft, aber kaum besonders schädlich; wenigstens versicherte Dr. von Lushan, der im Museum für Völkerkunde hierüber einen interessanten, durch Projektionsbilder erläuterten Vortrag hielt, daß ein Schaden für die Intelligenz von diesem eigenthümlichen Verfahren mit den Kindern nicht zu bemerken ist.

Sehr interessant war auch eine Bemerkung, die er bei Vorgezierung mehrerer an verschiedenen Stellen durchlöcherter Schädel machte. Solche Trepanationen kommen bei manchen Naturvölkern ziemlich häufig vor; sie werden zur Austreibung böser Geister und aus ähnlichen Gründen vorgenommen, und verlaufen fast stets normal, d. h. mit gutem Erfolge. Es ist dies um so merkwürdiger, als die Trepanationen (Schädeldurchbohrungen) bei uns zu den gefährlichsten Operationen gehören, bei denen noch vor nicht allzu langer Zeit überhaupt kein Erfolg erzielt wurde.

Vergleichen wir die Verunstaltungen, welche die modernen, hochzivilisirten Völker ihrem Körper zufügen, die Verkrüppelung der Füße durch enges Schuhwerk, die Hemmung der Athmungsorgane und schädliche Einengung des Brustkorbes durch Schnüren, mit denen vieler Naturvölker, der sogenannten Wilden, so müssen wir gestehen, daß der einzige Unterschied oft darin besteht, daß die bei uns üblichen dümmer und schädlicher sind, als die bei den verachteten Wilden. — bt.

Kleines Revueletton.

— Die Anfertigung von Kinder-Spielwaaren in Deutschland hat sich, als Hausindustrie aus kleinen Anfängen hervorgegangen, nach und nach zu einem großen Gewerbszweige entwickelt, der den ganzen Erdkreis mit seinen Erzeugnissen versorgt. Die Wiege der deutschen Spielwaaren-Industrie stand in Thüringen; von hier holten Nürnberger Kaufleute die Waaren ab, um sie im In- und Auslande zu vertreiben. Später bildete sich in Nürnberg selbst ein zweiter Mittelpunkt dieser Industrie, welcher mit den thüringischen Orten Sonneberg, Ohrdruf, Gotha auf dem Gebiete der Anfertigung von Spielfachen aller Art wetteifert. Die Sonneberger Industrie ist ursprünglich aus der Holzschneiderei hervorgegangen, umfaßt heute aber fast sämtliche Gattungen von Spielwaaren. Die Ausfuhr des nordamerikanischen Konsularbezirks Sonneberg bewertethel sich nach den Aufzeichnungen des dortigen Konsuls der Vereinigten Staaten nach diesem Lande allein auf über 1 1/2 Millionen Dollars jährlich. In Nürnberg beschäftigen sich 253 Betriebe mit der Anfertigung von Kinderspielfachen, worunter wahre Kunstwerke zu finden sind. Die Ausfuhr von hier nach Nordamerika stellt sich auf rund 2 Millionen Mark jährlich. Im ganzen kann man die deutsche Spielwaaren-Ausfuhr wohl auf 30 Millionen Mark jährlich veranschlagen. — „Umland's Verkehrs-Ztg.“

— Noch etwas von der russischen Zensur. In Warschau stand einmal auf dem Programm eines Unterhaltungsabends der Vortrag eines bekannten polnischen Gedichtes: „Hagar in der Wüste“. Das Gedicht wurde aber verboten. Auf eine Anfrage erklärte der Zensor: Es ist unmöglich, daß dieses Gedicht öffentlich zum Vortrage gebracht werde. Stellen Sie sich zum Beispiel vor, im Parquet sitzt die Gouverneurin Marie Andrejewna oder gar Gurkoff selbst, dann General Medem, der Verwandte Gurko's, und andere Persönlichkeiten. Da kommt die Schauspielerin auf die Estrade und beginnt zu deklamiren: „Um mich herum lauter Schafale!“ (Die ersten Worte des Gedichtes.) Also sagen Sie jetzt selbst, ob man das zulassen kann? —

— Die indische Pest und die böhmische Glasindustrie. Bis vor kurzem wurde von den böhmischen Glasfabriken nach dem Orient, namentlich nach Indien, ein schwinghafter Handel mit aus buntem Glas erzeugten Arm- und Handspangen getrieben. Dieser Exportzweig ist so gut wie verschwunden. Als Grund wird die in Indien grassirende Beulenpest angegeben. Die buddhistischen Priester haben ihren Gläubigen weismachen gewußt, die ausschließliche Ursache des großen Sterbens liege in den von den Ungläubigen importirten Schmuckartikeln. — So berichtet ein Wiener Blatt. Ob nicht auch wirtschaftliche Gründe, oder Geschmacksänderung u. dgl. vorliegen, entzieht sich unserer Beurtheilung. —

— Sprüchwörter der Haussa-Neger theilt der Afrikareisende G. A. Krause in der „Kreuztg.“ mit. Wir setzen einige hierher: Blut ist dicker als Wasser. — Wer eine Mutter hat, ist ein König. — Wenn ich gewußt hätte, daß ich heirathen müßte, dann wäre ich nicht auf die Welt gekommen. — Wer Lügen verkauft, wird Wahrheit bezahlen. — Ein Frager kommt nicht um. — Wie schmutzig auch das Wasser ist, es wäscht doch das Gesicht. — Der Verstand von zwei oder drei Menschen ist mehr werth, als der von einem einzigen. — Wenn das Ei schon klug ist, wieviel mehr das Küchlein. — Wenn der Affe auf dem Felde Schaden angerichtet hat, dann pflegt er davonzulaufen. — Wenn du gestorben bist, ob so oder so, gestorben bist du. — Armuth brennt mehr als Ermüdung. — Und wenn du einen Löwen getödtet hast, dein Feind wird sagen, es sei ein Hase. — Schweigen ist auch Sprechen. — Das ist die Reue der Buschlage: Wenn sie erwischt wird und das geflohene Huhn noch in der Schnauze hält, dann läßt sie es nicht los, sondern sagt: Ich bereue es, ich werde es morgen nicht wieder thun. — Wer ein Huhn ist, der hat es. — So lange Hilferufen nicht aufhört, wird auch das Helsen nicht aufhören. — Kann erbeteltes Wasser Bohnen weich kochen? — Wenn du in die Stadt der geschwänzten Menschen kommst, nimm eine Ruthe und binde sie dir hinten an. — Wer stichelt, sucht Streit, aber wer die Menschen beim rechten Namen nennt, noch mehr. — Wenn ihr einen Menschen seht, der gar nichts sagt, so pflegt ihr ihn anzusehen wie einen, der mit der linken Hand die Speisen isst. —

Literarisches.

ce. Ueber die englische Literatur im Jahre 1896 urtheilt die „Times“: „Die Literatur des vorigen Jahres hat in mancher Hinsicht Aehnlichkeit mit der inneren Politik. Neue große Schöpfungen gab es nicht, neue originelle Richtungen wurden nicht beobachtet, und nur wenig neue Namen verschafften sich Geltung. Das hauptsächlichste Charakteristikum ist vielleicht eine stark hervortretende konservative Tendenz, eine Tendenz, das Alte zu bewundern, die frühere Literatur wieder aufleben zu lassen und mehr zu studiren und zu kritisiren als selbst schöpferisch thätig zu sein. Aber zwei Thatsachen dürfen hervorgehoben werden, welche beweisen, daß, wenn wir auch nicht eine ruhmreiche Aera in der Geschichte der Literatur bezeichnen, die Bildung und der gute Geschmack im Publikum gute Fortschritte machen. Vor allem verkaufen alle Verleger mit Leichtigkeit ungeheure Mengen guter Bücher, und das Publikum fragt immer mehr nach Werken über politische und soziale Fragen, über ausländische Angelegenheiten, über Kunst und Naturgeschichte; in zweiter Linie beobachtet man in der Welt des Romans und der Novelle eine starke Reaktion gegen alles, was ungesund und neurotisch ist.“ —

Theater.

— Ueber das Trauerspiel der Schmiere, die sich seit kurzem im hiesigen Parodie-Theater in der Oranienstraße aufgethan hat, ist in unserer vorletzten Sonntagsplauderei berichtet worden. Eine gewisse Sorte von Publikum hat seinen „Feez“ gefunden und ulkt und randalirt nun Abend für Abend mit den Leuten aus Döberitz bei Benzin in Böhmen herum, als ob die Zeiten des geschundenen Raubritters wiedergekehrt seien. Wie mag der Gesellschaft Lumpe das Berliner Publikum vorkommen? Sind die Proletariat, die von ihrem Manager insgesammt mit 60 Mark für den Abend abgesspeist werden sollen, in der That noch naiv geblieben, oder prostituiren sie ihr Geld bereits mit Absicht und kluger Berechnung? In der vorgestrigen Aufführung ihres zweiten Stückes, einer schaurigen Ritter- und Geistertragödie mit langem Titel, schien es, als ob der Schall schon in einigen „Künstlern“ mitwirkte, der gleiches mit gleichem vergelten und sich über die kindische Lärmfucht des Publikums lustig machen wollte. Andere Darsteller, so Herr Lumpe und der Mann, der den teuflischen Sohn des unbändig wilden Raubritters darzustellen hatte, gaben sich in so rührender Unbeholfenheit, daß man für den Fall, daß man es mit Mache zu thun hätte, bei den beiden sogar ein hervorragendes schauspielerisches Talent voraussetzen müßte. Wie dem aber auch sei, bedauerlich ist es auf jeden Fall, daß Berliner Hohlköpfe an Leuten, die es wirklich nicht verdient haben, in fast unflätiger Weise ihren Spott auslassen. —

— Im Schiller-Theater findet heute (Mittwoch) die erste Aufführung von „Mit Vergnügen“, Schwank in 4 Akten von Moser und Girndt, statt. —

k. General Boulanger auf der Bühne. Einer der treffesten Bewunderer des „brav' général“, Pierre Denis, hat dessen Leben und Thaten in dramatische Prosa gesetzt. Das „historische Drama“ wird im nächsten Februar oder März über die Bretter

eines Pariser Theaters gehen, und zwar vor einem ausgewählten und eingeladenen Publikum, um Scherereien seitens der Theaterzensur zu vermeiden. Da aber die Melange nie schadet, so hat der Verfasser bereits jetzt Inhalt und Charakter des Dramas durch freundliche Reporter ausposaunen lassen. „Auf Leben und Tod!“ — die Formel des zwischen Boulanger und seiner adligen Geliebten de Bonnemain ausgetauschten Liebeschwurs hat Pierre Denis zum Titel gewählt. Der frühere Redakteur des offiziellen Boulanger-Organs „Voix du Peuple“ (Volkstimme) stellt damit das Liebesverhältnis in den Mittelpunkt des Dramas und der politischen Laufbahn seines Helden. Als intimer Freund Boulanger's muß er es ja wissen. Auch ist er aufrichtig genug, die Waschlappigkeit des Talmi-Diktators, der in entscheidenden Augenblick Reichthum nahm, nicht zu verhehlen. Sehr schlimm kommen die clerikal-monarchistischen Hintermänner des Abenteurers weg mit ihren eigennütigen Absichten und jähem Verräthereien. Henri Rochefort, der durch seine mächtige Journalistenfeder so viel für die Popularität Boulanger's gethan, wird im Drama bloß erwähnt. Es wird jedenfalls ein pikantes Schauspiel geben, namentlich wenn unter den eingeladenen Zuschauern sich die de Mackau und die Arthur Meyer befinden, die in nur leicht verschleierte Gestalt auf der Bühne erscheinen sollen. Nach ein paar privaten Vorstellungen in Paris wird das Drama öffentlich in Brüssel, London und Nordamerika aufgeführt werden. —

Medizinisches.

— Röntgen-Strahlen als Heilmittel. Angeregt durch eine Notiz in den Zeitungen, welche von einem Arzte meldete, er habe seinen Kopf den Strahlen ausgesetzt und eine Plage hiervon bekommen, hat Dr. Freund in Wien den praktischen Versuch gemacht, die Röntgen-Strahlen als Enthaarungsmittel bei Hypertrichosis anzuwenden. Ein Kind hatte ein vollständig behaartes Rückgrat. Dr. Freund sekte den Rücken des Kindes den Röntgen-Strahlen aus und erzielte thatsächlich einen Erfolg, indem die Haare verschwanden. —

Völkerverkunde.

— Sind die Indianer im Aussterben begriffen? Es ist eine allgemein verbreitete Anschauung, daß die indianische Rasse seit dem Auftreten der Weißen in Nordamerika sich in einem Zustand allmählichen Aussterbens befinde. Auf Grund vieler Studien, die von Warden Pope, einem Offizier in der Armee der Vereinigten Staaten, und von Major Powell, Chef des Bureaus für die indianischen Angelegenheiten, vorgenommen wurden, sowie des von diesen beigebrachten statistischen Materials muß, so schreibt man der „Kölnischen Zeitung“, diese Anschauung ins Reich der Fabel verwiesen werden. So lange ordentliche statistische Nachweise bestehen, läßt sich im Gegentheil eher eine allmähliche Zunahme der Rasse feststellen. Nicht besser soll es mit der eingewurzelten Ansicht von der mangelnden Widerstandskraft der Indianer gegen die Zivilisation stehen. Aus ein bis drei Jahrhunderte zurückreichenden Angaben über einzelne Stämme, die unter dem Einflusse der Zivilisation stehen, ergibt sich nämlich, daß sich die Stämme unter diesem Einflusse durchaus vermehrt haben. Ebenso zeigen auch die in späterer Zeit zivilisirten Stämme, bei denen zivilisirte Lebensart, Landwirtschaft, Kirchen, Schulen, Kommunalverwaltung u. s. w. eingeführt wurden, ihrer Anzahl nach eine stetige Vermehrung. Ueber den Stamm der Iroquesen sind Zifferangaben seit 1660 vorhanden, der Zeit, wo sie mit den Jesuiten und ihren Missionaren in Verührung kamen. Ihre Zahl wurde damals auf 11 000 angegeben, und Angaben über eine zusammenhängende Reihe von Jahren stimmen mit dieser Ziffer überein; jetzt ist ihre Zahl auf 13 000 gestiegen. Zivilisirte Stämme haben sich in augenfälliger Weise und schneller als jemals die wilden Stämme vermehrt, sodaß die Annahme, die Indianer ertrügen die Zivilisation nicht, hinfällig wird. Die wichtigsten der zivilisirten Stämme, die ganz wie weiße amerikanische Mitbürger leben, sind die Tcherokesen, die 1782 3000 und 1887 25 000 Seelen zählten; die Tschockta-Indianer, 1782 6000 und 1887 16 000 Personen, und die Skitindianer, die 1782 3000 und 1887 14 000 Seelen zählten. Die Tcherokesen, die sich am meisten vermehrten, sind die zivilisirtesten. Einigermassen genaue Angaben über die Gesamtzahl der Indianer in den Vereinigten Staaten sind nur für die Zeit von 1860—1890 vorhanden. Sie betrug 259 000 im Jahre 1860 und 250 000 im Jahre 1890, hat sich somit anscheinend stets auf gleicher Höhe erhalten. Die kleine Verminderung der Zahl wird darauf zurückgeführt, daß sich die Angaben der ersten Jahre auf allgemeine Ueberschläge und Vermuthungen gründen, die sich bei wilden Volksstämmen stets als übertrieben erweisen, während für die spätere Zeit genaue Zählungen vorliegen. Besonders wichtig ist auch der Umstand, daß viele Stämme oder Theile davon nach Kanada ausgewandert sind, wo sie sich weniger von der Zivilisation beengt fühlen. Aus der Zeit vor 1860 ist zu erwähnen, daß das indianische Bureau 1856 die Zahl der Indianer auf 253 000 schätzte, und 1825 veranschlagte das Kriegsministerium die Zahl auf 130 000. Diese abweichenden Ziffern zeigen, in wie hohem Grade die Zählungen auf reinen Vermuthungen beruhen. Man glaubte, ihre Zahl stände im Verhältniß zur Größe ihres heimischen Bezirks. So wurde 1850 die Zahl der California-Indianer auf 100 000 geschätzt, während sie bei der Zählung noch nicht ganz 80 000 erreichte. Nach alledem liegt kein Grund zu der Annahme

vor, daß in geschichtlicher Zeit mehr Indianer als jetzt im Gebiete der Vereinigten Staaten lebten. Sicher ist ihre Zahl jezt ebenso groß wie jemals in den verfloffenen 200 Jahren, und in der letzten Zeit hat sie zugenommen. Die Erzählungen von Massenausrottungen von Indianern sind als Fabeln zu betrachten. „Der letzte Mohikaner“ lebt noch bei bestem Wohlbestinden 2400 Mann stark. Sie sind nur nach Kanada ausgewandert. Thatächlich ist nur ein einziger Fall bekannt, wo ein ganzer Stamm ausgerottet wurde. Dies war in Kanada, wo ein 20 000 Mann starker Stamm theils einer Pocken-Epidemie, theils der Mordsucht eines anderen sehr kriegerischen Stammes zum Opfer fiel. Die größte Ausrottung, an der Weiße die Schuld haben, fand an der Küste des Stillen Ozeans statt, als sich hier die Goldsucher festsetzten. In den hier stattfindenden Kämpfen kamen insgesammt 7000 Indianer um, doch kennt die Geschichte der Rothhäute kein Gegenstück hierzu. —

Bergbau.

gr. Zur übersichtlichen Darstellung der im Jahre 1895 in Nordamerika gewonnenen Produkte des Bergbaues brachte eine dortige Fachzeitung eine Anzahl recht instruktiver Zeichnungen. Die Mengen der Produkte wurden in Cylinder umgerechnet, und diese zur Vergleichung der Größenverhältnisse neben die entsprechenden Verkleinerungen des 300 Meter hohen Eiffelturms und der Pyramide von Gizeh gesetzt. Nach den Mittheilungen von Reichel's Patentbureau würde das Volumen der gewonnenen Steinkohlen eine Säule von 304 Meter Durchmesser beanspruchen. Den zehnten Theil dieses Durchmessers würde dagegen nur die Säule aus Eisen erfordern, und Kupfer, Blei und Zink brauchen zusammen die kleinste Säule von 15,2 Meter Durchmesser.

Humoristisches.

— Moderne Malerei. In einem Speisezimmer, erzählt die „Tägl. Rundschau“, in dem der berühmte englische Schauspieler Sir H. Irving einige Gäste, darunter den Maler Whistler, bewirthete, hingen unter anderen Gemälden auch zwei Landschaften des Genannten. Whistler konnte seine Augen gar nicht von ihnen abwenden, wiederholt sprang er sogar auf, um näher heranzutreten und die Bilder genau zu prüfen. Endlich nach einer längeren Betrachtung rief er aus: „Irving, Irving, was haben Sie gethan? Sehen Sie nur her!“ — „Was ist los?“ fragte Irving gelassen. — „Was los ist! Der Teufel ist los!“ donnerte Whistler entrüstet. „Diese Bilder hängen verkehrt und Sie haben es noch gar nicht bemerkt! Die hängen wohl schon Monate so!“ — „Das mag sein“, erwiderte Irving mit unerschütterlicher Ruhe. „Aber das können Sie mir nicht übel nehmen, da Sie selbst über eine Stunde gebraucht haben, um zu entdecken, daß die Bilder verkehrt hängen.“ —

Vermischtes vom Tage.

— Breslau, 19. Januar. In der Giftmord-Affäre Rodewald wurde nach dem „Breslauer General-Anzeiger“ auch die Frau des Fabrikbesizers Rodsch verhaftet. Der Sektionsbefund soll bei der verstorbenen Rodewald dasselbe Gift ergeben haben, das in Rodsch's Tasche gefunden worden. —

— Der in Regensburg verstorbene österreichische Kämmerer Graf Ernst Dörnberg hat sein Gesamtvermögen von fünfzehn Millionen Mark der Stadt Regensburg zu wohlthätigen Zwecken vermacht. —

— Der Ehescheidungs-Prozeß des Prinzen Chimay hat am 19. Januar in Charleroi begonnen. Dem Antrag des Staatsanwalts auf Ausschluß der Oeffentlichkeit wurde stattgegeben. —

— London, 19. Januar. Die zum Studium der technischen Ausbildung nach Deutschland entsandte Kommission hat einen Bericht veröffentlicht, in dem es heißt, es bestehe kein Zweifel, daß in gewissen Industrien die britische Ueberlegenheit ernstlich gefährdet werde, indem Deutschland gewaltige Fortschritte mache, besonders in den Industriezweigen, in denen es eines größeren chemischen oder technischen Wissens bedürfe. —

— In Edinburgh ist der Porträts- und Genremaler O. Th. Leyde gestorben. Leyde stammte aus Wehlau in Ostpreußen, kam 1851 nach Schottland und war hier zuerst als Lithograph, dann als Maler thätig. Seit 1880 war er ordentliches Mitglied der schottischen Akademie. —

— Die Venenpest in Massauah. Nach einem im „Trierster Piccolo“ veröffentlichten Brief hat das österreichische Kriegsschiff „Franz Joseph“, von Bombay kommend, am 7. Januar in Massauah zwei erkrankte Matrosen ausgesperrt, welche wenige Stunden nach ihrer Ausschiffung an der Venenpest verstarben. Die Aerzte konstatarren das Vorhandensein furchtbarer Venen. Die Körper der Verstorbenen waren violett gefärbt. —

— Kinderpest-Bazillus. Professor Koch hat, wie die „Times“ aus Kapstadt meldet, der Kap-Regierung einen Bericht über die Kinderpest eingereicht, in dem er sagt, daß alle Bemühungen, den Kinderpest-Bazillus aufzufinden, bisher fruchtlos gewesen seien. —

— Siebentaufend Händedrucke hat der Präsident Cleveland am Neujahrstage austheilen müssen. Ebenso viel Personen waren gekommen, um ihn zu begrüßen. Die Hand des Herrn mag nach der Gratulation schon ausgeschaut haben. —